

Thematisch greifen die für den Band ausgewählten Arbeiten weit aus: Neben grundsätzlichen Überlegungen zur Philosophie („Sorge um die Philosophie – Sorge der Philosophie“ [1968], „Philosophie und Realität“ [1963] u. a.) finden wir Erörterungen, die sich näher mit Hegel befassen („Hegel und wir“ [1965], „Die Hegelsche Dialektik“ [1973], „Hegel und der Begriff der Revolution“ [1976] u. a.), aber auch geschichtsphilosophische Abhandlungen („Das Ende der Geschichte“ [1970], „Wert und Würde der erzählenden Geschichtsschreibung“ [1976], „Was ist ein Durchbruch in der Geschichte?“ [1975]) und politisch-moralische Reflexionen („Politik und Moral“ [1962], „Das Besondere und das Allgemeine in der Politik“ [1963], „Muß man wieder von Moral sprechen?“ [1976]), schließlich auch humanwissenschaftliche Problemstellungen im weiteren Sinn („Gegenstand, Methoden und Bedeutung humanwissenschaftlicher Studien“ [1970], „Pierre Bayle [1647–1700]“ [1949], „Erziehung als Problem unserer Zeit“ [1957] u. a.).

Die stilistische Eigenart W.s ist die den Leser einbeziehende gesprächsweise Annäherung an das gestellte Thema, dessen innere Logik den Gang der Argumentation leitet und strukturiert. Der durchaus sympathisch anmutende Verzicht auf den oft beklagten wissenschaftlichen Apparat hat jedoch eine Kehrseite: Die Widerständigkeit fremder Meinungen, der philosophische Gegensatz in der Sache, das Ernstnehmen anderer Subjektivität im intersubjektiven Austausch, das sind Dinge und Werte, die W. trotz der Weite seines intellektuellen Horizonts und des Umfangs seines Wissens und seiner Kenntnisse zugunsten eines Diskurses, der Einverständnis zugleich voraussetzt und anzielt, weitgehend überspringt. – Ein solches Einverständnis vorausgesetzt, lassen sich die Grundanliegen W.s gerade in ihrer philosophischen Positionalität nachvollziehen und überdenken: So gilt ihm die Philosophie als die Suche nach rationaler und in sich kohärenter Rede, die der Frage der Menschen „nach dem Sinn ihres Lebens und ihrer Welt“ entspringt (22) und einen streng historischen Charakter weder über noch außerhalb der Realität besitzt (35). – Die Bemühung der Philosophie zielt auf universelles Begreifen (66), auf Verstehen, nicht auf Handeln (91). Über sich selbst hinaus hat die Philosophie keinen Nutzen; sie ist „nur für die Philosophen gut“ (94). Hegels Bedeutung heute erblickt W. im Offenhalten des philosophischen Anspruchs auf systematische Kohärenz (102) unter den Bedingungen der jeweiligen geschichtlichen Situation, die das Zusammenwirken von Freiheit und Vernunft erfordert (162). Das Ziel der Politik ist von diesem Ansatz her das Schaffen der äußeren Bedingungen für eine universelle Freiheit (239). Gute Politik bedeutet konkret eine Verminderung der Gewalt (246), denn Gewalt ist der Gegensatz zu jenem Dialog, der Gemeinschaft voraussetzt und der zugesteht, daß auch der jeweils andere vernünftig ist (283). Zum Dialog gehört nach W. darüber hinaus der diachronische Versuch, die eigene kulturelle Vergangenheit zu verstehen (331). So schreibt er: „Der Humanismus hat die Aufgabe, den Fächer der menschlichen Möglichkeiten, die in der Geschichte, der Kunst und der Poesie enthalten sind, allen zugänglich zu machen und zu eröffnen“ (335). – „Vernünftige Freiheit“ und „freie Vernunft“ (373), das sind die Stichworte für den Zusammenhang der philosophischen, historischen, moralischen und politischen Reflexion W.s. Es sind Stichworte, die – unter kritischer Berücksichtigung der erwähnten methodologischen Vorgaben – von bleibender und aktueller Bedeutung sind und zugleich den vorliegenden Sammelband philosophischer und zeitgeschichtlicher Aufmerksamkeit auch über den französischen Sprachraum hinaus empfehlen.

U. HEMEL

IMHOF, HEINRICH, *Rilkes „Gott“*. R. M. Rilkes Gottesbild als Spiegelung des Unbewußten (Poesie und Wissenschaft XXII). Heidelberg: Stiehm 1983. 374 S. 18 Abb., 4 graph. Darstellungen.

Ein merkwürdiges Buch. Um (im doppelten Sinn) von außen zu beginnen: Dem Klappentext entnimmt man, der Verf. stehe in bewußtem Gegensatz „zu der häufig vertretenen Meinung vom ‚Mystiker‘ oder vom ‚Beter‘ Rilke“. Wer vertritt das – noch? Schlägt man dann das Literaturverzeichnis auf, so findet man als Quellen (neben den Briefen und anderem) die zweibändige Auswahlgabe von 1938, die Ges.

Werke von 1927 ff. mit den Ergänzungen von 1949 (Französ. Gedichte) und 1953 (Gedichte 1906–1926), obwohl seit Jahren die Ausgabe der Sämtl. Werke vorliegt. Sekundärliteratur: Fehlanzeige. Teil II ist „Psychologische Literatur“ überschrieben: C. G. Jung und Schüler (aber auch zwei Eranos-Beiträge H. Rahners). Der jüngste Titel stammt von 1957. Das Vorwort ist undatiert. In den Anmerkungen wird, außer zweimal auf Simenauer, nur auf drei Rilke-Arbeiten verwiesen, deren späteste eine Dissertation von 1956 ist. Sodann wird S. 288 f. die Datierung eines Nachlaßgedichts für unbekannt erklärt, die seit 1957 in SW II vorliegt. Ist das Buch (übrigens schon länger vom Verlag angezeigt) also ein gutes Vierteljahrhundert alt? Wenn dem so wäre, hätte man es sagen sollen; denn bei aller „Zeitlosigkeit“ kollektiver Tiefenstrukturen: schon die Poesie ist zeitbestimmt, erst recht die Wissenschaft. (Deshalb wäre die Studie gänzlich diskreditiert, wenn dem tatsächlich nicht so wäre.) So würde verständlich, warum der Verf. – in vornehmer Distanz zur Forschung (es ist nur global von *der* Literatur, *den* Interpreten die Rede) – offene Türen einläuft, als sei's noch nötig, gegen die Adorations-Memoiren der Freundinnen anzutreten.

Doch nun zum Inhaltlichen selbst. Man könnte den Untertitel so lesen, als wäre ein ... „betrachtet“ zu ergänzen. So ist er aber nicht gemeint, sondern als strikte These. „Die Rilke-Kritik hat stets gern und willig zugegeben, Rilke benutze häufig Symbole.“ Ihre meist theologischen oder philosophischen Erklärungsversuche aber dürften nicht angemessen sein, da Symbole „Ausdruck eines psychischen Erlebnisses“ sind. „Man kann ein Symbol ebensowenig theologisch erklären, wie sich beispielsweise die Physik der schiefen Ebene mit moralischen Kategorien und anhand der Redensart ‚auf die schiefe Ebene geraten‘ erhellen ließe“ (358). – Mit solch wissenschaftlicher Hermeneutik wird nun ein reiches Vergleichsmaterial vor allem aus der Alchemie beigebracht, um zu belegen: Rilke habe zuerst (vor allem im Stundenbuch) sein Unbewußtes nach außen in „Gott“ projiziert (Phase I); dann werde ein Teil dieser Projektion symbolisiert und in die Dinge projiziert (bes. Neue Gedichte – Phase IIa), ein Teil in die Toten bzw. Ahnen personifiziert (Bes. Elegien – IIb); Ziel des (alchemistischen) Opus (also der Selbst-Verwirklichung) ist der „göttliche Sohn“ oder „kommende Gott“, insbesondere in der Rose symbolisiert; von Rilke projiziert und postuliert, doch nicht erreicht. Diese auch tabellarisch und graphisch verdeutlichte Hypothese wird nun „verifiziert“ aus dem Brief- und Gedichtwerk Rilkes wie aus der Jungschen Vermittlung der alchemistischen Tradition, mit einer Kenntnis, die Bewunderung abnötigt, aber zugleich mit einer Monomanie, die eher ennuyiert. – Für die Literatur (also die Wissenschaft der Poesie) bleibt das recht unergiebig. Ich nenne als Indiz I.s Kritik an der verbreiteten Abwertung des Frühwerks: Sie sei ästhetisch berechtigt. „Tatsächlich sind eine Menge Frühgedichte Rilkes literarisch minderwertig. Unberechtigt ist aber die Ablehnung, wenn man dem gedanklichen Gehalt in Rilkes Werk nachgeht.“ Da seien fast alle späteren Probleme keimhaft angelegt (356). In der Tat. Aber was ist das für eine Sicht von Literatur? Nimmt man sie als Material für psychologische Detektiv-Arbeit und verwechselt man Symbol und Rätsel derart, daß gedeutete symbolische Dichtung uninteressant würde, sterben müßte wie die enträtselte Sphinx (357), dann hat man das Dichterische am Gedicht von vornherein in ähnlicher Weise verfehlt wie etwa vulgärmarxistische Analysen in ihrer Fixierung auf die ökonomischen Produktionsverhältnisse. – Psychologisch aber zeigt sich, jedenfalls dem Außenstehenden, hier eine solche Intransigenz und Identifikation, daß sie geradezu nach privatbiographischer Erklärung ruft. C. G. Jung selbst hat sich (zwar nicht stets klar) zurückhaltend bzgl. der Reichweite des psychologischen Aspekts geäußert, so besonders zum Verhältnis von Selbst und Gott. An einer Stelle spricht auch Verf. so etwas an: ob die Grenzen der Psyche in uns oder außer uns zu suchen seien; ein Entscheid (freilich wolle die Theologie hier mitsprechen) sei nicht möglich (er neige zum zweiten – aufgrund der Parapsychologie). Aber die subjektale Deutung ist das einzig Gemeinte. So heißt es etwa zu der Zeile aus der fünften Elegie „Wo, o wo ist der Ort, – ich trag ihn im Herzen –“, diese fünf Worte, wörtlich genommen, seien der Schlüssel (291) der ganzen Elegie. Und in der Art ständig: Was bedeutet z. B. die Geige bei Rilke? 1. das Seelengefaß im Artifex, 2. die Dinge der Außenwelt als projektionsbeladene (138). Oder zu einem sehr frühen Gedicht („Nur ein matter Falter

schwirrt / rastlos durch das Land das kranke ... / Einsam, wie ein Gottgedanke / durch die Brust des Leugners irrt“): „Das einzig Lebendige dieser Totenlandschaft ist der mit dem ‚Gottgedanken‘ identische (!) ‚Falter‘, der zum Spender des keimhaft in der Seele vorborgenen Geheimen wird“ (151). In einem Gedicht auf Kathedralplastiken „bezeugt Rilke mit der Versicherung ‚... das sind auch wir‘, daß alle diese Steinfiguren uns bedeuteten. Rilke gibt damit zu, daß alle diese Figuren in seinem Gedicht bloß (!) symbolisch für menschlich-psychische Äquivalente verwendet seien“ (247). – Zu Recht besteht I. auf der Doppel- und Mehrsinnigkeit der Rilkeschen Texte, und sein Hinweis trifft zu, daß häufig Subjekt und Objekt vertauscht sind (257 – Gadamer's „mythopoietische Umkehrung“). Aber hier wird jede reim-angeregte Beliebigkeit und Courtoisie mit einem Tiefsinn beladen, der den Leser mitunter zwischen Aufseufzen und Auflachen schwanken läßt. So zu Versen von 1900: „Sterben heißt: reiten auf schwarzer Erde, / Waffen tragen, die glänzend ruhn, / auf schwerem Pferd ...“, also gleichsam einer Cornet-Variante, zu einem Bild Heinrich Vogelers: „Offensichtlich ist der Artifex, der in diesen Versen ‚stirbt‘ und den ‚Tod‘ auf sich nimmt, keineswegs tot, sondern im Gegenteil recht lebendig ...“ Also wird aus dem Kriegsabschied des jungen Ritters von seiner Mutter das alchymische Opus aufgrund der „in-nigen Kontaktnahme mit dem Mutter-Archetyp“ (226). – Oder Rilke schreibt nach neunmonatiger Abwesenheit von Muzot: „... eine Abwesenheit von neun Monaten bleibt nicht ungestraft, (surtout quand on ne les a pas employés pour mûrir un enfant!)“. Dazu schiebt Vf. 1. nach „Monaten“ ein: <Schwangerschaftsdauer!>, und erklärt 2. bedeutungsvoll, daß die Baumfrucht bei Rilke den Sohn als Produkt des Opus bedeute, zeige sich darin, daß er sogar ausdrücklich vom Kind spreche (236). Welcher Dichter wohl nicht? (Ähnlich bedeutungstief S. 249, zu einem Brief, in dem Rilke einen Besuch abwehrt, weil er sich im Puppenstadium befinde. Man möge auf den Schmetterling warten.) Die Beispiele dürften genügen, um in einem ersten Schritt das gebotene harte Urteil zu rechtfertigen.

Tatsächlich geht es Rilke mehr um seine Arbeit als um die ihm begegnenden Menschen (dazu von Rilke selbst das „Testament“, veröffentlicht 1974). Und die Arbeit gilt mehr noch als seinen Texten, das wird recht gesehen (bes. 260–263), seinem Selbst. Aber daß Rilkes „Gott“ nicht der christliche sei, muß nicht mehr gesagt werden; daß es nicht der „metaphysische“ sei, bleibt so lange leer, als dieser Begriff nicht näher bestimmt wird. G. Simmel hat das Stundenbuch als große pantheistische Dichtung begrüßt. Das ist wohl psychologisch zu ergänzen, also umzugewichten. Doch die hier vertretene *exklusive* Subjektivierung bleibt eine unbegründete These. – Ein sehr schön ausgestattetes Buch; eine (Wieder-)Begegnung mit vielen, auch entlegenen Rilke-Texten, erhellende Parallelisierungen zur alchemistischen Tradition (denn natürlich sind die Grundmuster, Grundsymbole und Symbolperspektiven: zu Baum, Frucht, Tod, Wein, Androgyne ... gemeinsam). Im Blick auf „Poesie und Wissenschaft“ aber (und nicht erst aus philosophischer, gar theo-logischer Perspektive) eher ein Curiosum. J. SPLETT

3. Erkenntnistheorie. Metaphysik. Religionsphilosophie usw.

STEGMÜLLER, WOLFGANG, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Bd. 1: Erklärung – Begründung – Kausalität. 2. verb. Aufl. Berlin/Heidelberg/New York: Springer 1983. XX/1116 S.

Nach 14 Jahren erscheint das inzwischen im deutschen Sprachraum zu einem Standardwerk gewordene Buch Stegmüllers unter neuem Titel in 2. Auflage. Die erste Auflage endet mit einer „Liste von Problemen, die entweder ungelöst sind oder deren Lösung umstritten ist“ (775–789). Die neue Auflage nimmt für sich in Anspruch, die wesentlichen Probleme, die 1969 noch offen waren, zu lösen (1078f). Wenschon dem Rez. einige der damals gestellten Fragen noch immer nicht zureichend beantwortet zu sein scheinen, mag dieser Anspruch St.s deutlich machen, wo sehr sich sein ei-